Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 7. Posen, den 18. Februar. 1883.

Der Theaterkandidat.

Novelle von T. Tschürnau.

(Fortsetzung.)

Die Wochen, die Monate gingen hin. Draußen brausten die Herbststürme durch den Garten und trieben in tollem Wirbel die letzten Baumblätter vor sich her, drinnen aber, im großen Saale des Schlosses, war's um so behaglicher an jenem wüsten Novembernachmittage.

Das prachtvolle Gemach nahm, abgesehen von einem kleinen Gewächshause links, hinter welchem eine kleine Treppe hinauf zum ersten Stockwerke führte, und dem Vestibule und großen Treppenaufgange rechts, die ganze Breite und Tiefe der Villa ein. Diese ungewöhnliche Größe des Saales raubte ihm nichts von seiner Wohnlichkeit. Die dunklen mit Perlmutter inkrustirten Möbel harmonirten mit der tiefbraunen, kostbaren Tapete, in die helle Blumenmedaillons eingelassen waren. Hohe Topfgewächse verwandelten die Ecken des Saales in lauschige Bosketts, und geschmackvolle Anordnung bildete aus einzelnen Möbelgruppen reizende Plätzchen, geschaffen zum Plaudern und zum Träumen.

Die Chaiselongue der Gräfin stand am Kamin, ein Lesetischchen mit Journalen bedeckt, war so nahe gerückt, daß die Hand der Suchenden es leicht erreichen konnte.

An einem größeren Tische, mehr nach dem Innern des Saales zu, waren Ella und Toni beschäftigt, mit Gummi arabicum aus bemalten Pappstücken zierliche Landschaften zusammenzuleimen.

Mademoiselle leistete Ella Hilfe, auf Toni, die sich ungeduldig mühte, es der Freundin gleichzuthun, warf sie nur zuweilen einen schnellen, schadenfrohen Blick. Die Finger des kleinen Hitzkopfes fuhren eilig unter den Pappstücken umher, sie ging mit dem Gummi so verschwenderisch um, daß der Tisch bereits erhebliche Spuren davon zeigte, sie legte die Stirn in bedächtige Falten, Alles umsonst.

Da war's um ihre Geduld geschehen, sie schob die widerwilligen Pappstücke von sich mit einem Ruck, der auch Ella's eben vollendetes Schweizerhaus zu Falle brachte.

Ella stieß einen Schrei des Bedauerns aus, und das „maledroite“ der Französin war von einem bitterbösen Blicke begleitet.

Wort und Blick prallten wirkungslos an der kleinen Uebelthäterin ab.

„Der erste Schnee“, jubelte sie und sprang an's Fenster. „Wie das wirbelt, immer dichter, immer dichter. So komm doch, Ella“.

Halb weinend vor Ungeduld ließ Ella sich die Hände vom Gummi säubern, dann sprang sie der Freundin nach, und die Französin räumte achselzuckend das gebrauchte Spielzeug zusammen.

Die Ordnung auf dem Tische war wieder hergestellt und die Bonne wandte sich mit anmuthiger Dienstbeflissenheit an die junge Frau.

„Darf ich Madame die letzte Nummer der Revue vorlesen?“ fragte sie geschmeidig.

Die Gräfin vertiefte sich sofort in die deutsche Zeitschrift, die sie, ohne darin zu lesen, schon seit längerer Zeit in der Hand hielt.

„Ich danke, Mademoiselle“, sagte sie höflich aber unendlich kühl, „haben sie vielmehr die Güte, in der Küche ein wenig zum Rechten zu sehen, damit der Graf das Diner bereit findet, wenn er von der Jagd kommt. In einer Stunde wird er, denke ich, hier sein.

Die Französin entfernte sich mit graziöser Verbeugung.

In trüben Gedanken versunken schaute die Gräfin hinaus in das Schneetreiben. Sie dachte jener glücklichen Zeit, in der auch ihr der erste Schnee noch ein Anlaß zur Freude gewesen war. Wie hatte damals das Leben so glückverheißend vor ihr gelegen, wie viel hatte es versprochen und wie wenig gehalten. Heulend fuhr der Wind um das Haus, mit rauher Stimme sang er der müden Erde das Schlummerlied.

Ein plötzlicher Frost ging durch die Glieder der Kranken, eine Ahnung, daß auch ihr die Herbststürme das Grablied singen würden. Ihr Blick irrte hinüber zu ihrem Kinde und sie barg in verzweifeltem Schmerze das Gesicht in die schmalen Hände.

Da brauste draußen ein Wagen vor das Schloß und die junge Frau fuhr aus ihrem Sinnen empor.

„O der Papa, der Papa!“ jubelte Ella und trommelte eifrig mit den Händen an die Scheiben, um sich bemerklich zu machen.

„Und ein Hirsch liegt hinten auf dem Wagen“, rief Toni dazwischen, „ein prachtvoller Hirsch, Johann und der Kutscher sind kaum im Stande, ihn herabzuheben. Den muß ich mir ansehen“.

Sie lief in's Vestibule und Ella wollte ihr folgen, aber die Gräfin rief sie zurück.

„Du möchtest Dich erkälten, mein Liebling, Du bist nicht kräftig wie Toni“.

Sie zog das Kind liebevoll an sich.

Im Vestibule wurden fröhliche Stimmen laut, dann trat der Graf in den Saal, im kleidsamen Jagdanzuge, ein Bild männlicher Kraft und Schönheit. Er führte Toni an der Hand, und die Gräfin empfand es mit tiefer Bitterkeit, wie viel besser dies reizende, lebensfrohe Geschöpf zu ihm passe, als ihr eigenes kränkliches Kind, das dem vergötterten Vater zärtlich entgegeneilte und nach flüchtiger Liebkosung bei Seite geschoben wurde. Mit jener chevaleresken Höflichkeit, die so sehr für ihn einnahm, küßte er seiner Gattin die Hand und ließ sich an ihrer Seite nieder.

„Das waren ein paar fröhliche Tage“, erzählte er vergnügt, „eine so brillante Treibjagd, wie die gestrige beim Baron Schelow, habe ich noch nicht mitgemacht. Der Glückliche hat die wildreichsten Forsten in der ganzen Provinz. Abends großes Diner zu fünfzig Personen, auch ganz manifique. Die Baronin ist übrigens eine ganz reizende Frau, pikante Blondine, mit großen, dunklen Augen.

Ella schmiegte sich, während er so plauderte, zärtlich an ihn, seine Hand lag auf ihrem lockigen Köpfchen, die andere stützte er auf den Sessel seiner Gattin, auf deren bleiches Gesicht der rothe Feuerschein einen trügerischen Schimmer von Glück und Gesundheit legte.

So bot die kleine Gruppe am Kamin ein reizendes Familienbild.

Toni hatte sich inzwischen in's Gewächshaus geschlichen und kauerte hinter einer Gruppe hochstämmiger Gummibäume,

um Ella, wenn diese sie suchen würde, durch plötzliches Hervorspringen zu erschrecken.

Da trat der Graf vom Saal aus in das Treibhaus, und zugleich erschien Mademoiselle von der anderen Seite her.

Die Französin wollte mit zierlichem Knixe an ihm vorüberschlüpfen, er aber zog sie rasch an sich und drückte einen Kuß auf ihre frischen Lippen.

„Monsieur", flüsterte sie erschrocken.

„Keine Furcht! Es sieht's Niemand", sagte er eben so leise und war im nächsten Augenblick hinter der Thür verschwunden.

Die Französin stand noch eine Weile.

Sie strich ein paar Mal über das glühende Gesicht, als wolle sie die verrätherische Röthe von dort entfernen, dann trat sie wieder in den Saal.

Gleich darauf sprang Ella in das Treibhaus.

„Wo steckst Du denn, Toni? Ah, da hab' ich Dich".

„Komm nur mit, Mama hat den Thee im Saale serviren lassen".

Sie zog Toni mit sich fort.

Drinnen waltete die Französin mit völlig wiedergewonnener Haltung am Theetische, sie hatte auf die Kinder nicht geachtet.

„Ici, chère comtesse", sagte sie zu Ella und wies auf einen Stuhl neben der Gräfin, „und Du geh dorthin", fuhr sie zu Toni gewandt, fort.

Sie ergriff bei diesen Worten Toni's Arm, aber ihre Hand wurde heftig zurückgestoßen.

„Toni, was soll das", fragte die Gräfin in strafendem Tone.

„Sie soll mich nicht anrühren", schluchzte Toni, „er hat sie geküßt, und ich kann das nicht sehen".

Dabei schlang sie leidenschaftlich die Arme um den Leib der jungen Frau und verbarg ihren Kopf in deren Schoß.

Die Französin wurde schneebleich unter dem verächtlichen Blicke ihrer Gebieterin. Sie wagte kein Wort der Erwiderung, als die Gräfin stumm nach der Thür wies.

Noch am nämlichen Abende überbrachte Johann ihr ein Billet.

„Mademoiselle" schrieb die Gräfin, „Sie konveniren mir nicht, ich entlasse Sie hiermit und wünsche, daß Sie im Laufe des morgigen Tages abreisen. Ihr Gehalt für das laufende und das nächste Quartal ist Ihnen gewährt. Sollten Sie eine Erklärung wünschen, so steht Ihnen diese zu Diensten".

Die Französin stand wie vernichtet, ein halbunterdrücktes Schluchzen rang sich aus ihrer Brust, sie schleuderte den Brief von sich und sank, von einem inneren Krampfe geschüttelt, an ihrem Bette nieder. Nur kurze Zeit dauerte der Anfall, dann sprang sie empor, ein plötzlicher Gedanke gab ihr die Herrschaft über sich selbst wieder.

Sie wusch sich die Augen mit kaltem Wasser aus, fuhr sich einige Male mit der Puderquaste über das Gesicht und brachte die zerstörte Frisur in Ordnung.

Dann trat sie vor den Spiegel, hob das Licht empor und betrachtete sich mit kritischem Blicke.

Das Resultat schien zufriedenstellend.

Sie stellte das Licht auf den Tisch und näherte sich der Thür. Einen Augenblick lauschte sie und schlüpfte dann behend mit unhörbaren Schritten den Korridor entlang.

Sie bog in einen Seitengang und stand dann vor einer mächtigen Flügelthüre still; lauschend bog sie sich vor, es war still drinnen und draußen.

Sie huschte in das Zimmer.

Es war dunkel; aber aus der geöffneten Thür des Nebengemaches quoll ein breiter Lichtstrom.

Hier saß der Graf am Schreibtisch.

Eines der hohen Fenster in seiner unmittelbaren Nähe war geöffnet und obgleich sich der Wind im Laufe des Abends gelegt hatte, bewegte dennoch hin und wieder ein leiser Luftzug die Vorhänge und trieb die Flamme in der Lampe hoch empor. Der Schreibende beachtete es nicht, sein Gesicht war tief herabgebeugt. So versenkt war er in seine Arbeit, daß er die Französin erst bemerkte, als sie dicht neben ihm stand.

Er sah sie an, als traue er seinen Augen nicht, dann sprang er empor und zog, indem er selbst vom Schreibtische zurücktrat, auch das junge Mädchen tiefer in's Zimmer hinein.

„Blanche, Sie hier", sagte er, „was soll das bedeuten? Was fehlt Ihnen, Sie sind bleich und verstört. Welche Unbesonnenheit übrigens. Wenn man Sie gesehen hätte".

„Es blieb mir keine Wahl", schluchzte die Französin, „ich mußte Sie sprechen um jeden Preis. Morgen früh soll ich fort, die Frau Gräfin hat mich eben entlassen".

„Warum? Was hat's gegeben?"

„Toni war heut Nachmittag im Treibhause".

„Ah —" über des Grafen Gesicht ging es wie eine dunkle Wetterwolke.

„Helfen Sie mir, retten Sie mich", fuhr die Französin aufgeregt fort, „Sie können nicht zugeben, daß ich einen Scherz, den Sie sich mit mir erlaubten, so schwer büße. Sagen Sie der Frau Gräfin, daß ich so schuldig nicht bin, als sie meint".

Er unterbrach sie mit einer ungeduldigen Bewegung.

„Seien Sie nicht närrisch, Blanche", sagte er rauh, „hier ist nichts zu machen, meine Einsprache würde die Sache nur verschlimmern. Zweierlei steht fest, Sie haben mit mir kokettirt und ich habe Ihnen den Hof gemacht. Das ist für meine Frau genügender Grund, Ihre Entfernung zu wünschen, und die heut entdeckte Affaire gab ihr Gelegenheit, eine längst gehegte Absicht zur Ausführung zu bringen. Finden wir uns darein".

Der Ausdruck zornigen Staunens ging über die beweglichen Züge der Französin.

„Mein Fortgehen scheint Ihnen erwünscht, Herr Graf", sagte sie scharf.

Er strich sich lächelnd über den wohlgepflegten Bart.

„Nicht doch. Ihre amüsante Unterhaltung und Ihr süßer Mund wird mir im Gegentheil sehr fehlen, aber ich muß mich in das Unabänderliche finden. Ich werde oft und gern an Sie zurückdenken".

Sein nachlässig gemüthlicher Ton steigerte den Zorn der Französin noch.

Sie sah mit funkelnden Augen zu ihm auf: „Monsieur", sagte sie, wie immer im Affekte in ihre Muttersprache zurückfallend, „Monsieur, vous êtes un infâme".

Dabei wollte sie an ihm vorüber zur Thür.

Er legte die Hand leicht auf ihre Schulter.

„Einen Augenblick noch" bat er so liebenswürdig, als sei zwischen ihnen nicht das Geringste vorgekommen, „ich will erst das Terrain rekognosziren. Es wäre meinen Interessen nicht günstig, wenn man von Ihrem Hiersein etwas merkte".

Er verschwand im anderen Zimmer.

Die Französin sah ihm mit wildem Blicke nach, dann war sie mit einem Sprunge am Schreibtische und verbarg den dort liegenden Brief in ihrer Tasche, ein anderes Blatt legte sie auf das Fenstersims, als habe ein Luftzug es dahin getragen.

Sie hatte vorhin einen flüchtigen Blick auf den Brief geworfen und einige Worte gelesen, die ihr zu denken gaben.

Hier bot sich ihr eine Handhabe zur Rache. Es war das Werk einer Sekunde, in der nächsten schon stand sie draußen in dem halbdunklen Gemache und schlüpfte an dem Grafen vorüber, der eben wieder vom Korridor aus hereintrat. Sie flog mehr als sie ging in ihr Zimmer und schob den Riegel hinter sich vor, dann setzte sie sich an den Tisch und breitete den Brief vor sich aus. Sie war todtenblaß und ihre Augen funkelten wie die einer gereizten Tigerin.

„Mein lieber, alter Freund", las sie. „Eben von der Jagd kommend, finde ich Deinen Brief vor. Du frägst, warum ich nicht die Saison in Berlin verlebe, wie wir es verabredeten. Du hast recht, wenn Du vermuthest, daß ich wieder einmal Krankenwärter spielen muß, es geht mit meiner Gattin schlechter als je. Ach, daß ich ein Sklave bin, gefesselt an eine kränkliche, unliebenswürdige, ungeliebte Frau. Glaube mir, ich hasse dieses Weib, das mit seinem schattenhaften, elenden Dasein zwischen mir und dem freien Lebensgenusse steht, keine Stimme in mir spricht für das Kind, das eben so farb- und wesenlos ist, wie sie selbst, und dem die Aerzte zum Glücke nur kurze Lebensdauer prophezeien. Wäre nicht der leidige Umstand, daß ich völlig angewiesen bin auf den Reichthum meiner Frau — — — — — — — — — — — — — — —

Hier brach der Brief ab.

Die Französin lächelte, als sie ihn aus der Hand legte. Es war ein böses triumphirendes Lächeln, sie schien ihres Kummers vergessen zu haben. Wie alle unedlen Naturen fand sie in dem Bewußtsein, sich rächen zu können, den besten Trost für das Erlittene.

Sie schob den Brief in ein Couvert, auf das sie mit verstellter Hand die Adresse schrieb, dann verschloß sie ihn in ein Kästchen und fing an, ihre Habseligkeiten zu packen. Der Graf hatte sofort bei seiner Rückkehr in's Zimmer den Brief vermißt.

Sein erster Verdacht galt der Französin. Er stand im Begriffe, ihr zu folgen, sie zur Herausgabe des Briefes zu bewegen, um jeden Preis; da traf sein Blick das Blatt auf dem Fenstersimse, und er athmete erleichtert auf. Die Zugluft hatte den Brief erfaßt und hinausgetrieben, während er die Thür zum Korridor öffnete.

Er erinnerte sich jetzt auch, daß Blanche schon an der Thür draußen gewartet hatte, als er vom Korridor aus hereingetreten war, sie mußte ihm also auf dem Fuße gefolgt sein. Er stieg in den Park hinab, nach dem die Fenster seines Zimmers gingen, aber er mußte seine fruchtlosen Nachsuchungen bald einstellen, um nicht die Aufmerksamkeit der Dienerschaft zu erregen, Ueberdies mußte er sich sagen, daß sein Umherspähen zwecklos sei. Wer konnte wissen, wohin der Wind das leichte Blatt verweht hatte! Auch fiel der Schnee in dichten Flocken, er mußte den Brief längst bedeckt haben. Er nahm sich vor, morgen früh den Park noch einmal zu durchstreifen, und für heute seine fruchtlosen Bemühungen einzustellen. Trotz Allem aber, was er sich selbst zur Beruhigung sagte, blieb ihm der Gedanke an den Brief unbehaglich, und je mehr er sich seiner schlimmen Ahnungen zu erwehren suchte, desto mehr wurden sie Herr über ihn.

Er ging endlich in den Klub, um dort seine schlechte Stimmung zu verbessern, und das gelang ihm denn auch.

Am nächsten Morgen fuhr die Französin ab, ohne irgend Jemandem Lebewohl zu sagen, „ohne Sang und Klang“, wie der alte Johann sich ausdrückte, der ihr lächelnd und händereibend von der Hausthür aus nachschaute.

Am Frühstückstische im Saale ging es heut noch stiller zu als gewöhnlich.

Ella war schon im Schulzimmer, und die beiden Gatten saßen sich schweigsam gegenüber.

Die Gräfin hatte eine schlaflose Nacht verbracht, sie sah todtenblaß und abgespannt aus. Der Graf kämpfte mit sich selbst, er wußte nicht, solle er das peinliche Thema berühren oder nicht. Er entschloß sich zu dem ersteren, er wollte seine Gattin versöhnen um jeden Preis.

Seit der Arzt ihm gesagt hatte, daß sie schwerlich den nächsten Frühling erleben werde, überkam ihn zuweilen eine leichte Unruhe. Wenn sie ein Testament machte, ihn enterbte, war er ein verlorener Mann. Er mußte für diese letzte Zeit mit ihr in Frieden leben, vor allen Dingen heut ihre Verzeihung suchen. Als draußen der Wagen abfuhr, der die Französin zur Stadt brachte, wandte er sich mit raschem Entschlusse an seine Gattin.

„Du hast Mademoiselle Blanche entlassen?“ fragte er.

Die Gräfin nickte stumm.

Er versuchte die abgenützte Taktik, selbst den Gekränkten zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Cour bei Hofe.

Von B. W. Zell.

Mit bedenklichem Gesicht empfängt der ältere Offiziere der Berliner Garnisonen die Einladungsliste zur Cour bei Hofe, unschlüssig blättert er eine Minute darin, um dann doch mit fester Hand seinen Namen darunter zu setzen. Schließlich ist's doch immer ein Ruf Seiner Majestät und welcher tapfere Militär leistet da nicht Folge! Mit hoher Freude aber erfüllt den jungen Lieutenant, der noch nie bei Hofe war, diese Einladung und mit Glück und Stolz in den strahlenden Zügen zirkelt er so schwungvoll als möglich seinen Namenszug auf das wichtige Papier. Natürlich! Noch ahnt er ja Nichts von der mancherlei Pönitenz, die ihm in den strahlenden Räumen des alten königlichen Schlosses auferlegt wird, noch kennt er nicht der fürchterlichen Enge schreckliche Drangsale, die ihm den seufzenden Wunsch eingeben werden, sich unter Seiner Majestät Augen in ein wesenloses Atom verwandeln zu dürfen — und die Kosten, die ihm ferner aus seinem Erscheinen zur Cour entstehen, hat er sicher auch noch nicht von seiner Monatsgage abgerechnet.

Kosten — bei einer Einladung zu Hofe? Ja, die neue oder doch zum mindesten tadellose Gala-Uniform, der Wagen hin und zurück — denn wer ginge bei strenger Winterkälte gern in leuchtend weißen Inexpressibles zu Fuß durch die Straßen? — und endlich die Trinkgelder, das Alles ergiebt schließlich eine hübsche Summe Unkosten. Aber wäre dieselbe auch dreimal so groß, dem glücklichen Lieutenant erscheint das als ein Nichts in dem erhebenden Gefühle, nächstens beim Kaiser soupiren zu dürfen.

Und endlich ist der große Tag erschienen, alle Vorbereitungen getroffen, in strahlender Gala steht der ältere Offizier im letzten Moment vor seiner Gattin, der Herr Lieutenant vor dem — Spiegel, während sein in den letzten Tagen fast zu Tode gehetzter Bursche sich heimlich den rinnenden Schweiß von der Stirn wischt und dem Himmel dankt, daß er ihn gnädig auch diese letzte Stunde des Ankleidens hat überstehen lassen — war doch heut der Herr Lieutenant absolut nicht zufrieden zu stellen gewesen.

„Nicht wahr, Du bringst mir doch irgend Etwas mit von der Fülle der kaiserlichen Büffets?“ fragt mit süßem Lächeln die Offiziersgattin den Gemahl zum Abschied. Erschreckt dreht sich dieser um: „Um Gotteswillen, Kind — das kannst Du wirklich nicht verlangen! Ja, wenn wir noch Brautleute wären — da würde ich das Opfer bringen müssen, aber als meine kleine süße Frau bist Du sicherlich viel zu vernünftig für diesen Wunsch. Du weißt ja, ich selbst speise ja gewöhnlich nach der Cour in irgend einem Restaurant, weil man ohne Lebensgefahr nicht an die Büffets im Schloß gelangen kann und Dir will ich mit Vergnügen eine Riesendüte Kranzler'schen Konfekts mitbringen, desselben Konfekts, welches von dieser Firma für die kaiserliche Tafel geliefert wird. Aber von dort — nein, Kind, das ist unmöglich!“

Und der Herr und Gemahl glättet den schmollenden Mund der Gestrengen mit einem Kuß und ist zwanzig Minuten später im weißen Saal des königlichen Schlosses zur Cour. Der Saal ist bereits überfüllt, aber er findet schon noch ein bescheidenes Plätzchen. Der blendende Glanz der Lichte und Gasflammen, der schimmernden Uniformen und strahlenden Orden verwirrt ihn nicht, er hat das Alles ja schon oft gesehen. Als er aber jetzt die dichten Reihen der vor ihm Stehenden etwas eingehender mustert, fliegt doch ein leises Lächeln über sein Gesicht, denn nicht weit von seinem eigenen Platz sieht er unsern jungen Lieutenant, der sich natürlich bis zur vordersten Reihe durchgearbeitet hat und nun in glücklichem Staunen seine Blicke rings umher über all' die niegesehenen Herrlichkeiten schweifen läßt. Doch jetzt die summende und schwirrende Bewegung weicht einer Todtenstille, denn soeben betritt Se. Majestät unter Vorantritt der großen Hofchargen den Saal, die königlichen Prinzen folgen ihm und der Cercle beginnt. Es ist bekanntlich eine ganz besondere Gabe der Hohenzollern, stets im geeigneten Moment für jede Persönlichkeit das rechte Wort zu finden und, so kurz oft die Anrede ist und bei der Masse der darauf Harrenden sein muß, Jeden durch Leutseligkeit und Freundlichkeit zu beglücken. Kaiser Wilhelm nun versteht diese Kunst

mehr als je einer seiner Vorfahren und es ist eine Kunst, nacheinander für Hunderte ein huldvolles Wort, eine treffende Bemerkung zu haben und sich nie zu wiederholen, nie zu ermüden.

Auch bei der hier geschilderten Cour war der Kaiser so leutselig, so gesprächig wie sonst und als sich der hohe Herr unserm jungen Lieutenant näherte, brannten dessen Wangen und glühten seine Augen vor Erwartung, ob auch ihm ein gnädiges Wort zu Theil werden würde. Aber nein. Der Kaiser unterhielt sich mit den höheren Militärs zu beiden Seiten des Jünglings, an ihm selbst ging er vorüber, ohne einen Laut. Das war tief schmerzlich, aber der Herr Lieutenant wußte sich zu fassen und wollte nun wenigstens erfahren, was der erlauchte oberste Kriegsherr zu seinem Nebenmann gesagt hatte. „Was geruhten Seine Majestät zu bemerken?“ fragte er deshalb neugierig seinen Nachbarn, aber ehe dieser noch antworten konnte, dröhnte eine tiefe Baßstimme hinter dem Fragenden also: „Mein Herr Lieutenant, Majestät sprachen nur ihre Verwunderung darüber aus, daß alte, verdiente Generale in der zweiten Reihe ständen und blutjunge Lieutenants ganz vornan“.

Es war in der That ein alter, verdienter Kriegsmann, der diese Worte gesprochen. Der Herr Lieutenant war entsetzt, halbtodt über diesen faut pas seinerseits, aber es war nun nicht mehr zu ändern, denn so gern er sich jetzt in die hinterste Reihe zurückgezogen hätte, so unmöglich war dies — durch die Phalanx hinter ihm hätte nicht einmal eine Maus durchschlüpfen können. Zum Glück ist jetzt des Kaisers Rundgang beendet, derselbe zieht sich zurück und die Flügelthüren zu den Speisesälen werden geöffnet. Wie überreich sind die Büffets, wie eilen zahllose Lakaien geschäftig hin und her, um zu serviren und dennoch werden bei Weitem nicht alle Gäste befriedigt werden können, die Zahl ist zu groß, der Raum bei aller Ausdehnung noch zu klein. Viele der älteren Herren, die nicht stundenlang auf Befriedigung ihres Appetits warten mögen, ziehen es vor, sich zu entfernen, die Andern aber stürmen, aller Etiquette zum Trotz, die Büffets mit einer Energie, wie sie beim Sturm auf die Düppeler Schanzen nicht intensiver zu Tage getreten sein kann. Und wer dann endlich glücklich seinen Teller gefüllt, speist auf die denkbar unbequemste Art, nämlich stehend, den Helm im Arm oder zwischen die Kniee geklemmt, von allen Seiten gedrängt, gestoßen, getreten — wohl bekomm's!

Unser Herr Lieutenant natürlich hat, Dank der Geschmeidigkeit seiner schlanken Figur und der Kräfte seiner Ellenbogen gar bald einen Imbiß erobert und seinen Teller bereits wieder holt gefüllt. S' wäre ja die reine Sünde, die Ehre, bei Sr. Majestät zu speisen, nicht voll und ganz zu genießen! Und dann zuletzt noch läßt er in die Hand des nächststehenden Lakaien ein reiches Trinkgeld gleiten mit der Bemerkung: „Packen mir wohl etwas weniges Biscuit ein -- kann hier nicht an's Büffet gelangen — zu Haus in Ruhe essen“.

Er erhält das Gewünschte, denn in verschwenderischer Fülle ist ja Alles da, man kann nur im Gedränge Nichts erlangen. Seelenvergnügt, nach allen Seiten hin befriedigt, begiebt sich dann der Lieutenant stolz zu Fuß nach Hause, aber die größten Triumphe kommen ja erst nach der Cour. Der junge Kriegsbeflissene beginnt nämlich sofort am andern Tage eine ausgedehnte Visiten-Tournée und man kann sicher sein, daß er in jedem Salon, etwa mit dem Notizbuch, ein Stück Biscuit aus der Tasche zieht und dann wie verlegen ausruft: „Pardon, meine Gnädigste — es ist von Hofe — zum Andenken. Sie wissen doch, ich war zur Cour gestern?“

Und nachdem alle Regimentsdamen genügend von dem großen Ereigniß unterrichtet sind, ladet unser junge Held noch nächsten Sonntag die Kameraden zum Frühstück nach seiner Wohnung und auf dem recht reichlich besetzten Tisch paradiren in der Mitte als Allerheiligstes — einige Biscuits von Hofe. —

Schreiber dieser Zeilen aber kann nie an eine Cour erinnert werden, ohne eines Vorfalls zu gedenken, der köstlich drollig und wörtlich wahr ist. Mag er hier Erwähnung finden.

Unter den Lakaien befand sich nämlich auch ein Mohr, der erst ein Jahr in kaiserlichen Diensten war und, in allen andern Dingen sonst überaus anstellig und geschickt, mit der deutschen Sprache noch immer auf Kriegsfuß stand, während er das Französische und Englische leidlich sprach. Bei einer Cour hatte er beim Büffet zu serviren und schon einmal einer graukopfigen Exzellenz mit freundlichem Grinsen den Teller gefüllt. Als derselbe alte Herr zum zweiten Mal nahte, eilte ihm der Schwarze dienstbeflissen entgegen und sagte gutmüthig: „Wilt Du noch etwas fresse? Gieb, ich werd Dich reichen“.

Der General brach natürlich trotz der Umgebung in ein lautes Lachen aus, das ihm die Leser gewiß gern verzeihen. Konnte es auch Urkomischeres geben, als diese vorsündfluthliche Naivetät auf dem Hofparquett? Wahrlich — les extrêmes se touchent!

„Landschaftliches Deutsch“ in der Provinz Posen.

Nachstehendes Gedicht, das in dem volksthümlichen Dialekte niedergeschrieben ist, wie solcher in unserer Provinz gesprochen wird, entnehmen wir dem Buche: „Die deutsche Sprache in dem Großherzogthume Posen und einem Theile des angrenzenden Königreiches Polen mit Vergleichungen sowohl der Mundarten u. s. w.“ Von Dr. Sam. Theod. Bernd. Bonn, 1820. Das Gedicht ist von der Mutter des Verfassers, einer geb. Herold als Brief von Breslau aus an eine Freundin in Posen, und zwar im Jahre 1820 geschrieben worden. Da nur wenige Proben des „Landschaftlichen Deutsch“, wie es in dem Buche genannt wird, in der Literatur vorhanden sind, so dürfte die vorliegende einiges Interesse für sich in Anspruch nehmen.

Heh! Seiter olle tuud? doß kees vu öich nich schreibt?
und üns uff jeden Breif de Antwurt schuldich bleibt?
Iß dos der Fröinde Aort? Ihr pulsch Polackefulck,
Ihr seid ju gröhber faost as' schlesche Poerfulck!
Zum Tausendsackerlut, m'r mehnts zu öich su gutt
Und ihr fraoht nischt dernooch, wie aortlich wieh's uns thutt,
Wenn's heeßt: Kümmts oußem Oog su kümmt's ooch oußem Sinn!
Su macht de farne Zeit die dickste Fröindschoft dinn. —

Ber haon in Brassel hie gaor ander grußes Ding,
und hoalden öich derbei ihr Löitchen nich gering;
in ünsen Harzen bleibt der aale tröie Bund,
unn innem labt der Wunsch: bleibt olle hipsch gesund!
Jao, daos verhuffber ooch, Ihr wahrdt's em gutt wul sien
Und menchsmohl — jao recht uft, uff eenen Beene stihn
ver puren Ihbermutt, bei maonchen Hopßaßa
und sust, bein Sank und Klank der Katalania.
Die haot gaor veel Traraar und Uffsahns hie gemacht.
De Löite haon wull recht geschandfleckt un gelacht,
ooch Beifaoll zugeklatscht; de Graowen und de Harrn
Haon er de Kuur gemacht, daos haot se abersch garn;
Doß se inn Haolß sich spritzt, dermeit se singe wull,
un wie 'ne Nachtengaol Mahlwermer aßen sull,
un ooch de Beene sich mit Sammelsuppe wäscht,
un uben drein a Durscht mit kloren Gulde löscht. —
Daos spricht de biese Welt, Bir glöbens nu wull nich,
me macht daos gutte Weib 'a Bissel lächerlich.
Ber muchten se nich sahn, ber haotten schunn genung
on dam waos üns recht schien di Dame Campi sung;
Die haot gaor fein gestimmt un nich su lout gejuckst. —

Doch, Kinger! saot üns doch: macht denn noch keene Hurt,
De Jumfer Lienchen nich? nich die furm Braßler Thour?
Waos gihn denn unter öich fer Wunnerdinge four,
vu dam gemunkelt werd, uff su kurjösche Aort?
Waos sich, du liebe Zeit, su näckisch zesommen paort!
O seid su gutt und schreibt uns bahl wie aolles stiht,
unnrecht ausfihrlich schreibt, war reit't und fährt und giht?
Ooch, ab de Hanschken recht, und ab daos Aehl gutt bernt?
und wam daos Posner Fulck liebögelt aber zernt?
waos ser einurmen Staot de Modetocken haon?
Die schunn maonch schienes Geld a' Juden hingetraon. —
Grißt aolle die üns noch in Aonngedenken haon,
und dar Gefaottern do, der Faorrfro luß ich saon:
Se sei enn Liegenmoul, zaommt eihrer Schwiegerinn;
Se schreiben nich en Woort. Iß daos ooch Fröindes Sinn? —

Nu bleibt gewogen üns, da Fröinden ungenannt,
Die Ihr schunn maonches Johr ahls tröie haot gekannt.

* * *

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.